

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 27 (1975)
Heft: 12
Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Didaktische Leistung und Einsatzmöglichkeiten

Durch seine neuartige Technik gelingt es Foldes, äusserst komplexe Gedanken in konzentriertester Form in Bewegung umzusetzen und gleichzeitig beim Zuschauer eine selbständige Assoziationskette auszulösen, indem er an dessen eigene Erfahrungen appelliert, Werte und Normen, Meinungen und Verhaltensweisen in Frage stellt. Dies setzt beim Zuschauer ein recht hohes Abstraktionsvermögen voraus, will man die ganze Fülle des Gehalts dieses Films ausschöpfen. Andererseits bleibt der Film auch bei geringeren Ansprüchen dennoch in seiner Grundtendenz verständlich, so dass er durchaus auch Anlass zu einem Gespräch mit reiferen Primarschülern sein kann. Hauptproblem bei der Arbeit mit unteren Primarschulklassen dürfte wohl sein, abzuschätzen, ob jene durch die stetigen Veränderungen und Verwandlungen, durch die äusserst intensiven und mannigfachen Eindrücke nicht überfordert werden, oder anders: ob sie fähig sind, Botschaften, Zeichen (im informationstheoretischen Sinn) in solcher Konzentration sinnvoll zu verarbeiten.

Niklaus Loretz

TV/RADIO-KRITISCH

Abstimmungs-Information zwischen Popularität und Drohung

Zur Behandlung der Abstimmungsvorlagen vom 8. Juni durch Radio und Fernsehen

Mit viel Einsatz und Verve haben sich die beiden Monopolmedien Radio und Fernsehen in die Abstimmungsschlacht vom 8. Juni geworfen. Nicht als Partei selbstverständlich, sondern als Informant des Publikums, wie es Konzession und interne Richtlinien vorschreiben. Den Vorwurf, der Staatsbürger werde zu wenig gut über die Abstimmungsvorlagen orientiert – er wurde nach dem Abstimmungsdebakel vom 8. Dezember 1974 lautstark und gewiss nicht ganz zu Unrecht erhoben – wollten und konnten die verantwortlichen Programmschaffenden wie ihre Kollegen auf den Zeitungsredaktionen nicht auf sich sitzen lassen. Nach dem zweifellos richtigen Motto, dass zuviel Information in jedem Fall besser ist als zu wenig, wurde der Staatsbürger über Bildschirm und Lautsprecher mit Orientierungshilfen, handfesten Kurzinformationen und kontradiktorischen Gesprächen geradezu überschwemmt. Wird berücksichtigt, dass die Presse im allgemeinen ebenfalls mit Sonderleistungen zum Abstimmungswochenende aufgewartet hat, so wird mangelnde Aufklärung des Staatsbürgers über die Abstimmungsvorlagen durch die Massenmedien als Grund für allfällige Stimmabstinenz kaum akzeptiert werden können.

Neben der Frage der Quantität stellt sich nun jene der Qualität. War die Information zu den Finanzvorlagen, über die der Stimmberechtigte befinden musste, auch dazu angetan, ihm das Urteil über die sehr komplexen, in ihrem Gesamtzusammenhang für den Laien nicht mehr unbedingt durchschaubaren Finanzvorlagen zu erleichtern und ihn damit zum Urnengang zu bewegen? Wer sich die Komplexität eines solchen Auftrages gerade im vorliegenden Falle vor Augen führt, wird mit Kritik zurückhaltend sein: vor allem dann auch, wenn er die gewiss nicht geringen Anstrengungen der Presse mitverfolgte, die es hier leichter hat, weil sie in den meisten Fällen doch Partei ergreifen darf und einer strikten Ausgewogenheit zwischen den Kontrahenten nur in dem von der Redaktion diktierten Ausmasse Rechnung zu tragen braucht. Radio und Fernsehen ist zu attestieren, dass sie unter Berücksichtigung der gegebenen Möglichkeiten ihren staatsbürgerlichen Auftrag recht gut erfüllt haben, wenn es auch hier und dort ein Fragezeichen zu setzen gilt. Liegt es daran, dass sich die Abstimmungsinformation an Radio und Television jener der geschriebenen Presse so

ähnlich war – was wiederum zu einer gewissen Langeweile führte – oder ist der Grund darin zu suchen, dass der in die Krise geratene Bundeshaushalt zusammen mit den immer dunkler werdenden Wolken der Rezession eigentlich gar nicht viele Alternativen liess? Wo es nichts zu diskutieren gibt, weil die äusseren Umstände diktieren, was zu tun ist, sind grosse Sprünge kaum zu machen und die Sturzgefahr entsprechend gering.

Zu verbuchen sind übrigens auch einige Erfolge. So etwa haben die Gestalter des «Rendez-vous am Mittag» bei Radio DRS mit ihrer Kurzinformation zu den einzelnen Vorlagen jenem Staatsbürger, der sich nur mit Widerwillen durch die Botschaft des Bundesrates kämpft und auch dem Lesen von Grundsatzartikeln in der Presse nur wenig Begeisterung abzugewinnen vermag, sicher einen guten Dienst erwiesen. Einer kurzen, sachlichen Einführung in die Problematik folgte jeweils in markanter Weise ein Pro und Kontra, vorgetragen durch kompetente Verfechter der Standpunkte. Wenn immer es auch vermessen wäre, sich nach solch prägnanter, aber doch unvollständiger Orientierung zu einem eigenen Urteil ausstaffiert zu fühlen, so muss doch unterstrichen werden, dass solchermassen informiert zu sein, besser ist, als den Stimmzettel allein nach den fragwürdigen Leitlinien der Emotion, des Gefühlsmässigen, auszufüllen. Und überdies mag das immerhin sorgfältig dargebotene Kurzfutter doch den einen oder andern Eidgenossen bewogen haben, sich noch genauer ins Bild zu setzen. Auch das Fernsehen hatte seinen Hit, selbst wenn er zufälliger zustande gekommen ist: Das Streitgespräch über die Benzin- und Heizölzollzuschläge vom 2. Juni wurde äusserst lebhaft geführt und erleichterte dem noch unentschiedenen Stimmberechtigten der pointiert vorgetragenen gegensätzlichen Standpunkte wegen eine persönliche Meinungsbildung. Die Diskussion bewies übrigens, dass das Salz einer solchen Kontroverse eine bestimmte Hartnäckigkeit der Kontrahenten, der durch Argumente geführte Kampf um den persönlichen Standpunkt ist. Das fesselt den Zuschauer nicht nur mehr an den Bildschirm als der Austausch unverbindlicher Höflichkeiten, sondern ringt ihm auch eine gewisse Achtung, ja Bewunderung für den Gegner ab: eine absolute Notwendigkeit, wenn man bedenkt, dass Freund und Gegner nach der Abstimmung ja wieder gemeinsam am selben Strick ziehen müssen.

Dass wo viel Licht ist, auch Schatten geworfen werden, ist natürlich. Gelang in verschiedenen Sendungen eine durchaus vertretbare Popularisierung der Abstimmungsvorlagen im Sinne einer Vereinfachung auf das Wesentliche, wurde andernorts über die Köpfe hinweg geredet. Am auffälligsten geschah dies – einmal mehr – in der Sendung «Tatsachen und Meinungen» des Deutschschweizer Fernsehens am 1. Juni. Dort leitete NZZ-Redaktor Willy Linder eine Gesprächsrunde von Parlamentariern und Finanzfachleuten über die Finanzmisere in der Eidgenossenschaft und die Auswirkungen vor allem währungstechnischer Beschlüsse. Da wurde bald ein Niveau erreicht, dem der Nichtfachmann nicht mehr zu folgen vermochte, fand anstelle einer Vereinfachung eine Ausweitung der Thematik statt. Es kann nun durchaus nicht die Meinung sein, dass eine derartige Ergänzung für eine interessierte Minderheit zu unterlassen sei. Vielmehr müssten die Programmgestalter dafür sorgen, dass dafür ein entsprechendes Sendegefäss geschaffen und nicht eine im grossen und ganzen populäre Sendung mit einem speziell konditionierten Publikum beansprucht würde.

Schwerer ins Gewicht als ein solcher Fauxpas, an dem es sachlich übrigens kaum etwas auszusetzen gibt, wiegt meiner Meinung nach die von Radio und Fernsehen gehandhabte Delegation der Informations-Verantwortung an Experten. Die Vielschichtigkeit der Materie – die ja vielfach als der eigentliche Grund angegeben wird, weshalb immer mehr Bürger der Urne fernbleiben – bringt es mit sich, dass sich sowohl unter Parlamentariern wie auch Fachleuten Spezialisten heranbilden, die sich eingehend mit der Problematik auseinandersetzen. Sie sind es dann auch, auf welche die elektronischen Massenmedien und die Presse zurückgreifen. Nun ist Fachwissen meistens nur in besonderen Glücksfällen mit jenem didaktischen und

methodischen Geschick vereint, das es braucht, um die Komplexität einer Abstimmungsvorlage für den «Hausgebrauch» des «einfachen» Stimmbürgers zuzubereiten. Die Folge des von den Massenmedien gehegten Expertentums führt nicht nur zu einer Verarmung der Vielfalt und damit zu einer gewissen Eintönigkeit – Ständerat Albin Heimann und Nationalrat Hans Wyer erwarben sich darin besondere «Verdienste», indem ihre Argumente sowohl am Radio wie im Fernsehen gleich mehrmals ausgestrahlt wurden – sondern sie hat auch zur Folge, dass der Stimmbürger immer wieder mit dem offenbar notgedrungen herangebildeten Fachjargon, der nur schwer zu übersetzen ist, eingedeckt wird. Wäre es nicht wünschenswert, neben der sicher notwendigen Stimme der Fachexperten vermehrt jene des «gewöhnlichen» Stimmbürgers zu Worte kommen zu lassen? Aber auch die verantwortlichen Redaktionen beim Rundfunk können sich um die Aufgabe einer solchen Übersetzung nicht drücken.

Weiteres unerfreuliches Ereignis am Rande: Wie die Presse, die meisten Parteien und auch viele Mitglieder der Regierung vermeinten auch die Verantwortlichen bei Radio und Television die Aufforderung zum Urnengang mit einem Drohgebärde würzen zu müssen. Was alles geschehen werde, wenn der Staatsbürger am 8. Juni wider bessere Einsicht der Regierung die zusätzlichen Finanzmittel verweigere, wurde mehrmals – und beileibe nicht nur in Kommentaren – drastisch an die Wand gemalt. Ich meine, es wäre interessanter gewesen, statt mit Arbeitslosigkeit und Kürzung der AHV-Renten zu drohen, beispielsweise im CH-Interview mit Bundesrat Hürlimann zu fragen, welche Vorkehrungen die Regierung im Falle einer Ablehnung der Finanzvorlagen getroffen habe und wie allenfalls ein solches Nein interpretiert würde. Das Nein vom 8. Dezember war nämlich nicht – wie gerne immer wieder behauptet wird – eine kleinliche Verweigerung notwendiger Gelder durch schlecht orientierte Stimmbürger, sondern eine Aufforderung zur Sparsamkeit einer bisher sehr ausgabenfreudigen Regierung einerseits und ein Misstrauensvotum gegen einen Bundesrat, der es in guten Zeiten nicht verstanden hat, eine finanzielle Reserve zu schaffen, andererseits. Die Abgabe des Stimmzettels ist immer auch die Erteilung einer Zensur. Dass dies die Parteien trotz einigen zünftigen Schlappen bisher nicht wahrhaben wollten, entbindet die Monopolmedien nicht von der Verantwortung einer Analyse auch in dieser Richtung.

Und schliesslich: Wie lange gedenkt das Deutschschweizer Fernsehen noch, dem Polit-Demagogen James Schwarzenbach zu allem und jedem eine Plattform zu geben? Ist dies eine Form von fernsehinternem Masochismus oder glauben sich die Leute von der Abteilung Information damit ein Alibi nach rechts zu verschaffen? Während die Urnen schon geöffnet waren, entblödete sich dieser scheinheilige «Volks-Politiker» nicht, dem Stimmbürger fünf Nein zu empfehlen, da im Keller der Nationalbank genügend Gold liege, um das Finanzloch zu stopfen. Dass mit diesem Gold unser Papiergeld gedeckt wird, musste CH-Moderator Hans-Ulrich Büschi in einem Nachwort dann richtigstellen. Solche peinlichen Zwischenspiele sind auf jeden Fall nicht dazu angetan, die Glaubwürdigkeit der politischen Information durch das Fernsehen zu untermauern.

Urs Jaeggi

Das «Blut» war nur rote Farbe

Zum Mord, der an der Fernsehstrasse nicht stattfand

Vor gut einem Jahr, am 30. März 1974, trat das Fernsehen DRS mit einem Kriminalstück namens «Scherenschnitt» vor die Zuschauer, bei dem diese den Mörder nach Belieben bestimmen durften. Man erinnert sich. Man erinnert sich auch an die nachträgliche Intervention des Autors. Paul Pörtner wollte die Diffamierung und Diskriminierung bei der «Mörderjagd» anprangern, die Unmenschlichkeit blossstellen, mit der jeder jeden, je nach Gefühlslage, zum Mörder abstempeln kann. Aus dem Krimi sollte ein Anti-Krimi werden. Das Fernsehen DRS konterte damals, indem es im

Brustton der Überzeugung die Behauptung aufstellte, dass sowohl Presse wie Publikum das moralische Anliegen des Autors sehr wohl begriffen hätten. Am 31. Mai 1975 stand ein weiterer Krimi für Amateurdetektive auf dem Programm. So diffizilen Feinheiten, wie sie Pörtner in sein Stück einfließen liess und die dann auch prompt ins Schussfeld gerieten, ging Autor Hans Gmür zum vorneherein aus dem Weg. Er bestimmte den Mörder gleich selbst. So konnte nie der Gedanke aufkommen, der eigentliche Mörder sitze im Publikum. «Der Mörder sind Sie!» lautete nämlich der (damals vom Fernsehen unterschlagene) Untertitel von Pörtners Anti-Krimi. Über Hans Gmürs komödienhaften Amateur-Krimi aber setzte ein unbekannt gebliebener Fernseh-Täter den Reihentitel: «Sie sind Augenzeuge!» Wie wunderbar, das Kunstwerk war geglückt, jetzt endlich durfte der entlastete Zuschauer den belasten, der wirklich der Mörder war. Die Zweideutigkeiten verschwanden, und wer den Mörder aufgrund von Beobachtungen und Indizien nicht schlüssig erkannte, konnte sich selbst als Detektiv und Fernsehzuschauer abschreiben.

Einen Mörder gab es im «Mord an der Fernsehstrasse» schlussendlich doch nicht. Derjenige, der für tot gehalten wurde, stand zum Entsetzen aller wieder auf. O Schreck, nun also doch kein Mord, das «Blut» war nur rote Farbe, die Patrone nicht scharf. Immerhin, soviel war zweifelsfrei erwiesen, bestand reale – pardon: fernseh-reale Mordabsicht. Mit der Wirklichkeit und der Realitätsebene war das überhaupt so eine Sache. Zunächst war da die Probe eines Fernsehspiels zum Thema eheliche Eifersucht: Der Ehemann entdeckt seine Frau, als diese einen andern Mann liebkost, der dann prompt von ersterem abgeknallt wird. Ein Fernsehspiel im Fernsehspiel also. Die Schauspieler des ersten werden zu «realen» Akteuren im zweiten. Sie entblättern in der Probenpause ihre persönlich motivierten Abneigungen gegen den charakterlosen und arroganten Darsteller Sigmund Römer, der zu seinem Schutz den Privatdetektiv Fridolin Lutz bestellt hatte. Bei der Aufzeichnung des Eifersuchtsstückes knallt plötzlich ein «echter» Schuss; die Darstellungsebenen der beiden Spiele verwischen sich. Nun treten die Zuschauer sozusagen auf der dritten Realitätsebene in Aktion, indem sie ihre Beobachtungen zur Täterschaft an Privatdetektiv Lutz weiterleiten. Die realen Zuschauer im Studio und zu Hause enträtseln das irrealer Geschehen, bestimmen es aber nicht. Im Gegenteil, es geschieht (doch noch) etwas, mit dem sie keinesfalls rechnen durften, dass der totgeglaubte Sigmund Römer nämlich dank Lutzens professionaldetektivischer Voraussicht wieder aufsteht. Eine geschickte Kombination der verschiedenen Realitätsebenen kann wesentlich zur dramatischen Spannung beitragen. Was aber, wenn sich diese Spannung dann doch nicht so richtig einstellen will, wenn die Handlung nicht so recht vom Fleck kommt, wenn das Personengefüge allzu vordergründig und durchsichtig erscheint, wenn das Motiv des Täters sich als relativ unbedeutend erweist und wenn die versuchte Mordtat schliesslich so unerklärlich bleibt? Da nützen die verschiedenen Wirklichkeitsebenen und der ganze Handlungsbogen nichts. Alles bleibt eine Konstruktion ohne Fleisch und Blut.

Dazu gesellte sich eine Sprache, die man besser im sprachlichen Abfalleimer gelassen hätte. Mässige Witzlein werden auch bei der xten Wiederholung nicht lustiger. Flach und profillos schleppten sich die Dialoge dahin. Unterhaltung als Mixtur von repetierten Kalauern. Auch die Darsteller rissen sich kein Bein aus. Am besten zurecht mit ihrer Rolle kamen noch Lukas Ammann als Schauspieler Sigmund Römer und der schier unverwüstliche Jörg Schneider als Privatdetektiv Lutz. Was nun?, sollte man sich im Fernsehen DRS nach dieser mit zahlreichen Mängeln behafteten Produktion ernsthaft fragen. Wie verlautete, war «Mord an der Fernsehstrasse» die erste Direktsendung der Reihe «Sie sind Augenzeuge!» Es dürfte also weitergehen. Aber vorher wäre gründliche Besinnung und Selbstkritik am Platz. Ohne dem Zuschauer, der mit Glück und Rechenkunst die London-Reise gewonnen hat, seinen Preis abstreifen zu wollen, vielleicht würden besser die Krimimacher am Fernsehen sich nach London begeben und Agatha Christies «Die Mausefalle», das berühmteste Kriminalstück, an Ort und Stelle studieren.

Sepp Burri

Das Experiment ist nichts – sein Ergebnis alles

Zu einem Treffen von Radio- und Fernsehautoren

Am 31. Mai/1. Juni fand auf Anregung der Leiter der dramatischen Sendungen von Radio und Fernsehen der deutschen und rätoromanischen Schweiz (DRS) in Zürich ein Autorentreffen statt. 63 Autorinnen und Autoren folgten der Einladung, um Kontakt mit den Programmschaffenden ausserhalb der sonst üblichen Konstellation von Angebot und Nachfrage zu pflegen, im Hinblick auf künftige Zusammenarbeit mehr über die Anliegen der Partner zu erfahren und besser verstanden zu werden.

Dr. Gerd H. Padel, Radio- und Fernsehdirektor DRS, setzte mit seinen Begrüssungsworten den Rahmen für das Treffen, das er als ein positives Ergebnis der reorganisationsbedingten Zusammenführung von Radio und Fernsehen auf der Ebene der Regionen bezeichnete, indem er in der Wechselbeziehung zwischen den beiden Medien und ihren Autoren die gemeinsame Aufgabe gegenüber der Gesellschaft hervorhob, nicht nur zu zeigen und zu sagen, was ist, sondern auch, was sein könnte oder sein sollte. Auf der Grundlage dieses solidarisch anerkannten Auftrags wurde es möglich, pragmatisch und unprätentiös an die Verwirklichung der Absichten der Veranstalter heranzutreten, die sich vorgenommen hatten, mit dieser Begegnung «das Gespräch zwischen Schweizer Autoren und den Produzenten von Hör- und Fernsehspielen zu intensivieren» und dadurch allen Beteiligten neue Impulse zu geben.

Das Programm umfasste, von Diskussionen aufgelockert, neben Standortbestimmungen durch die für die dramatische Produktion in der Region DRS Verantwortlichen, Hans Hausmann für das Hör-, Max P. Ammann für das Fernsehspiel, ein Referat Martin Esslins, des Leiters der Hörspielabteilung der British Broadcasting Company (BBC) über «Die BBC, ihre Autoren und ihre Ansicht über mediengerechte Dramaturgie». Dazu kamen Ausführungen zweier deutscher Erfolgsautoren – von Herbert Reinecker, dem Vater des «Kommissars», und von Manfred Bieler –, die Einblick in ihre Autorenwerkstatt gewährten, der erstere aus der Sicht des Fernseh-, der letztere hauptsächlich aus der Sicht des Hörspieldramatikers.

Blicke über den Zaun

Dank dieser Abfolge des Angebotenen mischte und ergänzte sich Subjektives mit Objektivem und erhielt die schweizerische Wirklichkeit auf dem Gebiet der dramatischen Produktion von Radio und Fernsehen im Vergleich zu den Gegebenheiten im deutschen und britischen Raum deutlichere Konturen, wurden relative und absolute Grenzen bewusster. Dass es dazu kam, war indessen nicht ohne weiteres zwangsläufig, im Gegenteil. Gerade aus der speziellen Vergleichssituation heraus, in der Grössen konfrontiert wurden, die nur scheinbar einander zugeordnet werden können, lag die Versuchung nahe, vergrößernde, ja falsche Konsequenzen zu ziehen: So ergab sich, dass den 100 bis 110 dramatischen Eigenproduktionen im Jahr von Radio DRS 700 bis 1000 der BBC gegenüberstehen, den 5 (1975) bzw. 12 (1976) Fernsehspielen vom Fernsehen DRS deren 600 bis 700 bei der BBC. Da stellte es sich heraus, dass die Autorenhonorare in Deutschland zwei- bis dreimal so hoch liegen können wie in der Schweiz, und dass in Grossbritannien der Beruf des Dramatikers mit grösster Selbstverständlichkeit Schreiben für Radio, Fernsehen, Bühne und Film einschliesst, während sich in der Schweiz Dramatiker in der Regel auf ein, wenn es hoch kommt, zwei Medien konzentrieren und verstehen. Wurden noch zusätzlich die vielen Millionen potentieller Zuhörer und Zuschauer in Grossbritannien wie Deutschland dem Deutschschweizer Publikum gegenübergestellt, erinnerte man sich ferner daran, dass die BBC über 4 Radio- und 2 Fernsehprogramme verfügt, Deutschland sein Radio- und Fernsehprogramm mit Hilfe von 11 Sendern bestreitet

(in diesem Zusammenhang das Problem der schweizerischen Mehrsprachigkeit anzuführen, setzt dann nur noch das Pünktchen auf das i), so schien Resignation auf Anhub tatsächlich unvermeidlich und beinahe ehrenhaft.

Aber dieser Versuchung wurde nicht nachgegeben, um nicht den Vorwurf zu verdienen, man entziehe sich auf diese Weise bequem der Pflicht, die eigenen Bedingtheiten und Möglichkeiten zu erforschen. Deshalb kam es ohne grosse Worte zum Konsens der Anwesenden, dass es nicht darum gehen kann, ausländische Verhältnisse einfach zum Mass für schweizerische zu erklären, wohl aber, im Wissen um sie, selbst Prioritäten zu setzen, dementsprechend zu übernehmen, was sich übernehmen lässt, im übrigen aber nach eigenen Lösungen zu suchen und damit zu sich selber zu finden. Durch solche Bescheidenheit bekamen manche Grössen einen andern Stellenwert. Dabei wurde zum Beispiel klar, wie erfreulich es ist, dass gegenüber 5 Radioproduktionen im Jahre 1965, als die Abteilung Dramatik geschaffen wurde, 1974 22 von Schweizer Autoren stammten; und ebenso bedeutet die Erhöhung von 5 auf 12 Fernsehspiele pro Jahr einen grossen Fortschritt.

Weg vom elitären Anspruch der Literatur

Unter diesen Voraussetzungen sind die im folgenden wiedergegebenen Sachverhalte und Überlegungen zu verstehen, die sich im Verlauf des Treffens als die wesentlichsten erwiesen. Ausgehend von der Tatsache, dass die Zusammenarbeit von Autor, Dramaturgie und Regie beim Radio gewissermassen schon eine Tradition hat, beim Fernsehen hingegen noch eher in den Anfängen steckt, hatte Max P. Ammann dazu viel zu sagen. Er setzte sich mit dem Selbstverständnis der Autoren auseinander, das seiner Ansicht nach einer Wandlung bedürfe, da sie zu sehr in sozialer Vereinzelung verharren. Eine gewisse Überheblichkeit, das Literarische mit seinem elitären Anspruch, sei aufzugeben – ein Gedanke, der durch Martin Esslins Hinweis auf das Fehlen der Unterscheidung von Literatur und Trivialliteratur in den angelsächsischen Ländern, im Gegensatz zu der in Deutschland und der Schweiz üblichen, stark wertenden Differenzierung zwischen Volks- und Bildungsliteratur, eine historisch begründete Bestätigung fand. Zu sehr sei bei den Autoren die Tendenz entwickelt, schulmeisterlich vorzugehen, indem bei der Abhandlung von Themen zu jeder Frage auch gleich die Antwort mitgeliefert werde: ein Verhalten, das der Komplexität des Lebens nur selten entspreche. Auch fehle zu einem grossen Teil Humor und Erotik als Motor für den dramatischen Ablauf. Es gelte, keine Parabeln, sondern Geschichten mediengerecht zu verfassen, was beim Fernsehen heisse, dass, da eine Sendung unbewusst grundsätzlich als Reportage empfunden werde, ein Spiel dort am meisten Durchschlagskraft habe, wo es am reportage-ähnlichsten wirke. Und mit dem abschliessenden Hinweis, dass das Publikum sich selten dafür interessiere, wer der Autor ist, wohl aber bereit sei, sich für das zu interessieren, was er anzubieten hat, vollendete Max P. Ammann die Demontage des elitären Literaten, dem das Publikum nichts bedeute und der vergesse, dass er nur teilhat an einer Teamarbeit, wenn auch in einem besonders wichtigen Ausmass.

Aus Martin Esslins Vortrag, der einen umfassenden Überblick über die Arbeitsbedingungen und die Möglichkeiten bei der BBC vermittelte, kristallisierte sich einiges heraus, das auch für Schweizer Autoren direkt verbindlich ist. So wies er unter anderem darauf hin, dass sich der Schriftsteller, der mit seinem Thema Universalität anstrebt, von vornherein in eine Sackgasse begeben. Weltliteratur habe ihren Ursprung in der Gestaltung eigener bewältigter Erfahrung, im Lokalen also. Das Rezept, etwas zu erreichen, sei, sich mit der vertrauten Umwelt auseinanderzusetzen, wobei nicht übersehen werden dürfe, dass der Inhalt eines Werks niemals eine entscheidende Rolle bei der Beurteilung spiele, ob es gut oder schlecht sei, dafür aber umso mehr Stil und handwerkliches Können.

Quantität führt zu Qualität

Auch seine These von der Steigerung der Qualität durch die Quantität, die in Anbetracht des Umstands, dass die BBC jährlich rund 50 neue Autoren entdeckt (ihr werden ohne eigenes Zutun in einem Jahr zwischen 5000 bis 10 000 Manuskripte zugeschickt, von denen etwa 2% brauchbar sind), für uns keine Gültigkeit zu haben scheint, erweist sich bei genauerer Überprüfung auch auf schweizerische Verhältnisse anwendbar: Die Massenmedien haben zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit breiteste Volksschichten in den Stand gesetzt, am Angebot auf dem Gebiet der Dramatik kontinuierlich teilzuhaben, wodurch das Potential an Leuten, die Einsicht in die Gesetzmässigkeiten dramaturgischer Abläufe haben, immerzu wächst und sich so eine ständige Verfeinerung der Ausdrucksmittel notwendigerweise ergibt. Auf diesem Hintergrund bekam auch Esslins apodiktisch gemeinte Bemerkung grösstes Gewicht, dass jeder Autor, der Talent hat, entdeckt wird, da seinem egoistischen Bedürfnis, als Autor bekanntzuwerden, das ebenso egoistische Verlangen des Dramaturgen Vorschub leistet, dessen Lebensberechtigung ja darin besteht, Autoren aufzutreiben.

Die Beiträge der beiden Erfolgsautoren Herbert Reinecker und Manfred Bieler zielten einerseits, der von ihnen behandelten Thematik entsprechend, auf konkrete Ratschläge über das Schreiben als Handwerk, wobei Esslins Aussage über den vom Inhalt unabhängigen Wert oder Unwert eines Werks und die Wichtigkeit technischen Könnens aus anderen Perspektiven volle Unterstützung fand – bei Reinecker mit der Feststellung, die eigene Lust solle beim Schreiben zum Zuge kommen, was bei echter Qualität in jedem Fall Nachahmung ausschliesse, bei Bieler mit dem Satz: «Es sollte den Dummköpfen überlassen bleiben, die Schwimmversuche eines Nichtschwimmers als (gelungenes) Experiment zu bezeichnen». Andererseits zeigten die von ihnen preisgegebenen Erfahrungen, dass, von der finanziellen Lage einmal abgesehen, der Erfolgsautor mit dem weniger bekannten Kollegen im wesentlichen die gleichen Berufs-Sorgen, -Unannehmlichkeiten und -Schmerzen teilt.

Noch bleiben ungelöste Probleme

Viel Terrain wurde in diesen zwei Tagen zusammen abgeschritten; einiges war schon vorher bekannt, manches klärte sich, anderes erwies sich als schwieriger denn zuvor angenommen; vieles blieb im Raume stehen als noch ungelöstes Problem, von den Pessimisten zur Bestätigung ihrer Lebenshaltung zitiert, von den Optimisten zum Anlass genommen, sich nach neuen Mitteln umzuschauen. Dazu gehört die Tatsache, dass die Muttersprache der deutschschweizerischen Autoren der Schilderung deutschschweizerischer Eigenart gewiss am angemessensten ist, aber der Markt für deren Gestaltung gerade durch den Anspruch, der sich aus der Authentizität ergibt, stark eingeschränkt ist – zum Teil auch im Hinblick auf die schauspielerische Umsetzung. Dazu gehört, dass heitere Stücke Mangelware sind, was umso mehr zu Bedauern Anlass gibt, als es im Sektor Unterhaltung, der so unpolitisch zu sein scheint, in Wirklichkeit am politischsten zu und hergeht, wie Max P. Ammann in Übereinstimmung mit fundierten soziologischen Erkenntnissen zu bedenken gab. Und es gehört nicht zuletzt die unsichere existentielle Lage des hauptberuflichen Autors dazu.

Wenn also vieles offen blieb, offen bleiben musste, so wurde doch die erhoffte Intensivierung des Dialogs zwischen den Autoren und ihren Auftraggebern von Radio und Fernsehen erreicht. Endgültiges ist damit allerdings noch nicht gewonnen, denn in Abwandlung von Manfred Bielers Grundsatz, er veröffentliche keine Experimente, sondern allein deren Ergebnisse, kann gesagt werden: Das Experiment ist gemacht worden – das Ergebnis steht noch aus!

Claude B. Kirton

Wieder Gotthelf-Sendungen am Radio

rp. Am Samstag, 28. Juni, beginnt Radio DRS mit der Ausstrahlung von Jeremias Gotthelfs Roman «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» in der Neubearbeitung von Rudolf Stalder. Vor über 20 Jahren (1954) war dieser Gotthelf-Roman letztmals am Schweizer Radio zu hören, damals in einer Bearbeitung von Ernst Balzli. «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» war der letzte einer ganzen Reihe von Gotthelf-Zyklen Ernst Balzlis, die bei den Radiohörern zwar ausserordentlich grossen Erfolg hatten, aber sehr umstritten waren. Gerade die letzte Inszenierung rief verschiedene Kritiker auf den Plan, die Balzli unter anderem eine Verwässerung und Verfälschung der Werke Gotthelfs vorwarfen. 20 Jahre später versucht Rudolf Stalder in seiner Neubearbeitung, Lehren aus all den Erfahrungen mit Gotthelf am Radio zu ziehen. Gotthelfs Roman soll möglichst unverändert an den Hörer weitergegeben werden, vor allem aber will der Radio-Zyklus das Buch nicht ersetzen, sondern vielmehr den Hörer zum Buch hinführen. Deshalb wurden die Elemente des Hörspiels – Dialoge, Einblendungen, Geräusche – fast völlig fallengelassen. Zwei Elemente bilden den Kern der neuen Sendereihe: Vorlesungen aus dem Originaltext in Hochdeutsch, ergänzt durch Zusammenfassungen eines berndeutsch sprechenden Erzählers. Während auf die Wiedergabe der äusseren Handlung durch Spielszenen weitgehend verzichtet wird, liegt das Hauptgewicht auf Gotthelfs «Betrachtungen» und «Predigten», die Balzli in seiner Bearbeitung weggelassen hatte. Diese Sendeform – eine Vermischung der etablierten Formen Hörspiel, Erzählung und Vorlesung – soll bewusst ein Publikum ansprechen, das zuhören will, das auf «Bilder» verzichten will, um sie sich mit der eigenen Phantasie selbst zu schaffen.

«Leiden und Freuden eines Schulmeisters» wird in zehn einstündigen Teilen im Rahmen des Familienabends am Samstag im 1. Programm von Radio DRS ausgestrahlt: Vom 28. Juni bis 26. Juli sowie vom 16. August bis 13. September, jeweils Samstag um 20.05 Uhr im 1. Programm mit jeweiligen Wiederholungen am darauffolgenden Dienstag um 10.00 Uhr, ebenfalls im 1. Programm.

Ferner sei auf verschiedene Sendungen im Zusammenhang mit dem neuen Gotthelf-Zyklus hingewiesen. Am Mittwoch, 30. Juli, sowie am Mittwoch, 17. September, strahlt Radio DRS im 1. Programm Aufnahmen von öffentlichen Diskussionen aus, die jeweils ein paar Tage vorher in der Kulturmühle Lützelflüh stattfinden werden. Vorgesehen ist schliesslich eine Sendung zum Abschluss des Gotthelf-Zyklus «Leiden und Freuden eines Schulmeisters»: Diskutiert werden hier einige Gotthelf-Thesen unter dem Motto: Gotthelf und die heutige Schulsituation.

Endlich neue Leitung für italienisches Fernsehen

mak. Die italienische Rundfunkorganisation RAI hat endlich wieder einen Präsidenten und einen Direktor. Nach einem langen Interregnum sind jetzt nach der Annahme der wiederholt hinausgeschobenen Reform die Posten an der Spitze des italienischen Fernsehens besetzt worden. Präsident ist der Sozialist Beniamino Finocchiaro, Autor zahlreicher Publikationen über die kulturpolitische Situation des Mezzogiorno. In der letzten Zeit hatte sich Finocchiaro intensiv mit den Problemen der RAI-Reform beschäftigt. Vizepräsident wird der ex-Liberale Sozialdemokrat Giampiero Orsello, Jurist, Mitglied der Direktion seiner Partei und verantwortlich für Schulprobleme. Orsello hat die Sozialdemokraten in den Reformverhandlungen vertreten. Generaldirektor und somit Nachfolger von Ettore Bernabei wird der Christdemokrat der Fanfani-Strömung Michele Principe, Jurist, der sich nach einer Militärkarriere dem Fernmeldewesen verschrieben und in den Informationssektoren der NATO und des Verteidigungsministeriums Erfahrungen gesammelt hat. Gegenwärtig ist er Direktor des italienischen Post- und Fernmeldewesens.